

(Nachdruck verboten.)

301

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

(Schluß.)

Schließlich findet er sich auf einem Sessel mit einem Kindechen auf seinem Schoße, während die lila Dame alle anderen bittet, dem Herrn Kreiser einen Augenblick Ruhe zu gönnen, und dann lebhaft auf ihn einredet, um ihm die Vorzüge des Kindes auseinander zu setzen. In Nase und Mundpartie soll es ganz dem Großpapa gleichen, die Augen sind die der v. Böck's, erinnern sogar zweifelsohne an die des Generals. Herr Kreiser kennt den General nicht und muß diese Mittheilung auf Treu und Glauben hinnehmen, aber es interessiert ihn höchlichst.

Wieder beginnt die Musik, und die Herren verneigen sich vor den Damen, um sie zu Tische zu führen. Die Tante und zwei andere Damen finden leider keinen Tischherra und sehen sich am unteren Ende der Tafel plazirt, während die Geheimrätthin den Ehrenplatz neben Herrn Kreiser einnimmt. Ihr Glück wäre überhaupt komplett, wenn sie nicht plötzlich Frau Ohnesorge hätte erblicken müssen, die neben Richard einen der besten Plätze einnimmt. Sie stellte später Klara deswegen zur Rede, aber sofort trat auch Richard hinzu und erklärte, Frau Ohnesorge sei fest als Vorsteherin seines Haushalts engagirt; er könne nicht hindern, daß man diese Frau beleidigte, aber die Beleidigung treffe ihn selber und er werde wissen, was daraufhin zu thun sei.

Ueberhaupt war dieser Tag das Asculum der Geheimrätthin, ein Ehrentag, aber ein Pyrrhustag. Der alte Herr Kreiser hatte trotz ihrer Erzählung von den Verdiensten und Ruhmesthaten derer v. Böck's sie nicht ins Herz geschlossen; mit Klaus' Frau, die sich bei Tisch übergangen fühlte, hatte sie ein hartes Renkontre; der Delfabrikant erwies sich auch heute als ein Flegel und hatte Hedwig stets auf seiner Seite, ja selbst Klara war betrübt und erregt, daß die Mama genau wie bei Klaus-Eva's Verlobungsdiner in Speisen und Getränken des Guten zu viel that.

Ohne ihr Vorwissen wurde im Nebenzimmer von den nächsten Angehörigen ein Kriegsraath gehalten, dem Albert präsidirte und der den Beschluß faßte, die Alte — wie der Präsident sich unfein ausdrückte — auszurangiren. Sie wurde in einem Zustande, der Widerspruch nicht gestattete, nachts um elf Uhr in einer Droschke nach der Hollmannstraße gefahren, dort mit Hilfe der Ohnesorge und der erstaut hinzukommenden Majorin ins Bett geschafft und wachte am nächsten Morgen nicht in ihrem palastähnlichen Bette in Klara's Wohnung auf, sondern — sie traute ihren Augen nicht — in dem friedlichen Loch von einst. Am Fenster saß die Majorin und trank Kaffee, das Zimmer war nach achtwöchentlichem Nichtgebrauch etwas verstaubt, sonst war alles wie früher. Sie wollte eine furchtbare Szene beginnen, aber die Majorin verbat sich das und begann mit dem Berichte der gestrigen Nacht die arme Geheimrätthin etwa in die Stimmung der Fischersfrau im Märchen zu versetzen. Mittags kam im Auftrage Richards Herr Albert Schwebel, war höflich aber fest, eröffnete der Geheimrätthin ein kleines Konto bei einer Bank und bat sie, zur Vermeidung von Familienzwistigkeiten vorerst einige Tage Waffenstillstand eintreten zu lassen. Natürlich eilte die arme Frau wie eine Gehezte zu ihrer Tochter, aber, lieber Gott, was wollte Klara's schwacher Versuch, der Mama Partei zu nehmen, irgendetwas nützen! Richard, Albert, jedes Mitglied der Verwandtschaft, ja sogar dieses Geschöpf von Amme nahmen gegen sie Partei, und da sie nach der letzteren verklämberischen Aussage mit dem Kinde einmal zehn Minuten am offenen Fenster im Zuge gestanden und das Kind wiederholt ohne Grund geweckt hatte, so waren das willkommene Gründe, um die ganze Familie und sogar Klara in helle Entrüstung zu versetzen.

Nach zweimonatlicher Herrschaft mußte mithin die ewig gequälte Geheimrätthin faktisch das kostbare und herrliche Haus ihrer Tochter verlassen und in die gemeine Hollmannstraße zurückkehren. Sie versuchte dort mit letzter Kraft, wenigstens den Kampf gegen die schreckliche Majorin glücklich durchzuführen, wurde aber am zweiten Tage in der Entscheidungsschlacht vollständig besiegt und führte von dieser Zeit an ein trübes Leben

mit nur wenigen Lichtblicken. Sie hatte, wie immer in ihrem Dasein, zu viel gewollt, kannte im Glück keine Mäßigung und erlag, als warnendes Beispiel für alle Schwiegermütter, dem „zuviel“ ihrer Präntensionen.

Jenes denkwürdige Fest zur Begrüßung des heimkehrenden Herrn Kreiser nahm im übrigen einen wunder schönen Verlauf. Der scherzhafte Delfabrikant spielte allerdings unpassenderweise auf Herrn Kreiser's Vergangenheit an. Ein eisiges Schweigen entstand. Herr Kreiser aber tauchte gefaßt und ruhig einen Spargel in Butter, aß ihn auf, und jedermann hatte den Eindruck, daß Hedwig's Mann ein Erzrüpel sei.

Der Lieutenant a. D. Klaus machte der peinlichen Pause durch einen schwingvollen Toast auf die Damen ein Ende, und ein unübertrefflicher Rehrücken verwischte die letzten Spuren der unbehaglichen Stimmung.

Der Held des Abends war heute merkwürdig still, und die Tante, die durch Herrn Kreiser's Redegewandtheit bei dem Atelier-Miethsvertrag aufs schwerste geschädigt worden war, wunderte sich höchlichst, den neugebackenen Millionär so stumm zu sehen. Nachher setzte er sich zu ihr und war lieb und gnädig, sprach auch die Absicht aus, gelegentlich ihr den damaligen Verlust zu ersetzen. Ohne dieses „gelegentlich“ hätte ihr ein solches Versprechen große Freude gemacht, aber sie fürchtete mit Recht, daß an diesem kleinen Worte die verjährte Forderung scheitern werde.

Später erschien auch Christian und wurde sofort von Aemchen und den Damen in die Mitte genommen. Klaus freundete sich mit ihm an, und sie tranken zusammen in der Ecke am Fenster Sekt. Ueberhaupt war es fabelhaft, wie munter, vergnügt und als Löwe des Salons sich der Ex-Lieutenant bewegte. Dabei immer so vornehm und fein, daß seine Frau den ganzen Abend an ihm Freude hatte und kein einziges Mal die Zügel straffer zu ziehen sich veranlaßt sah. Ueber die alten Geschichten ist ebenso Gras gewachsen wie über Eva's Grab, und wenn der Lieutenant a. D. auch einige Stufen niedriger hat steigen müssen, so sind doch die Diners in seinem neuen Kreise zehnmal besser als bei Generals und Geheimraths, und die kleinen Mädchen auf den Ballen sind im Grunde genommen feicher als die Ladies der noblen Gesellschaft.

Er thut sich hervor als Arrangeur von Festen und neuen Tänzen, und obwohl alle jungen Damen die Geschichte der Eva Simon mindestens so genau kennen als Du und ich, lieber Leser, so tanzen sie doch mit ihm so munter und lachen über seine kleinen Geschichten so ausgelassen, als ob Freund Klaus der reinst gewaschene Mensch der Welt sei.

Am dem runden Tische im Blumenzimmer sitzt die dicke Frau Ohnesorge und läßt nie einen der allerlei gute Dinge präferirenden Diener vorüber gehen. In einem geliehenen Frack ruht Herr Schäfer neben ihr auf dem türkischen Fauteuil, denn der, das hatten Klara und Richard dankbarerweise beschlossen, durfte heute nicht fehlen. Er ist von dem Glanze geblendet, von den zwanzig Speisen schwer belastet, von dem Weine total kopfverdreht. Er hat beschlossen, koste es was es wolle, gleichfalls ein reicher Mann zu werden, will von morgen an Tag und Nacht studiren und giebt sich dem Wahne hin, damit das Rezept zum Goldmachen in der Hand zu haben. Mit Richard hat er Brüdererschaft getrunken, und der überlegt eben, in welchem Zimmer man den Kandidaten zur sehr notwendigen Ruhe bringen könnte.

Schließlich bildete sich in dem gemüthlichen Rauchzimmer ein Familientisch, an dem Papa Kreiser aufstund und zu erzählen anfängt. Richard sitzt neben ihm, und Aemchen und Albert geben einander fortwährend Küsse. Nachher kommen auch Hedwig und der Delfabrikant hinzu, und während nebenan die Musik spielt und Klaus die Française kommandirt, erzählt Papa von seiner einstigen Armut in dem überlegenen Tone eines hochvornehm stürzten Mannes.

Plötzlich aber hält er an und sieht etwas beleidigt nach dem Stuhl in der Ecke, auf dem Klara eingeschlafen ist. Richard will sie wecken, aber Papa duldet das nicht. Alle treten heran, und der Delfabrikant leuchtet ihr mit der schweren Bronzelampe ins Gesicht.

„Laßt sie schlafen,“ sagte der Papa milde, „sie wird sehr müde sein.“ Und er erzählt jetzt den Hauptstreich mit dem Atelier, wobei alle sich todtlachen wollen und vorsichtig auf-

passen, ob nicht etwa die einsam umher irrende Tante herein-
kommt.

Ja, Klara ist müde. Aber Richard hat, unbemerkt von den andern, die Hand der Schlafenden in die seine genommen, und ein leises Lächeln huscht über ihr Gesicht. Sie träumt wohl von der Verlobungstunde im Zoologischen Garten, vom kleinen Richard und vom großen Richard und von einer herrlichen Zukunft mit Wiesen und Blumen. —

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Tagebuch eines Dienstmannes.

Von F. Schüh.

(Schluß.)

Dienstag, den 1. Dezember.

Heute hab' ich leider recht vilie Zeit gehabt ins' Geschäft und da hab' ich wieder mal een bisken de Zeitungen durchgesehen. . . Mein Freund, der Zeitungsverkäufer an't Meie Dhor borgt se mir immer.

Der verliebte Herr is och wieder dajewesen. Ich hab' ihn wieder een Briefken zu de junge scheene Frau jetragen. Det Dienst-
mächen war schon weg, un ihr Zatte scheint noch verreist zu sind. Heite hab' ich mir se een bisken jenauer anjesehen. Sie is villeicht halb so alt wie meine Ode war, villeicht 25 Jahr. Un ne scheene Figur hat se! Un kohlschwarze Dogen. Ich hab' mir die Geschichte so zusammengereimt: ihr'n Mann hat se nich jerne un da hat se sich een'n Liebhaber anjeschafft. So wat kommt ja in de beste Familien vor.

Sejen Abend hab' ich noch ne Kommission nach de Janowitz-
bricke jehabt. Un da dacht' ich mir, wat uf den Groschen kommt och nich an, hast ja zwölsfunhalb vor den Jang jekriegt; du fährst mal nobel mit de Stadtbahn. Ja woll och, nobel! Hat sich wat mit de Nobles! Der Herr Bahuminister sollt' mir eenmal da drinn in so een Kasten siken, ich jlobe, er thät och lieber loosen. Mich 'mal jemiethlich ausspuden kann man! Ich hab' se jezähl, zweemanzig in een "Stuppong", un als noch mehr rinn wollten schrie eener: "Summer rinn in's Verjineien, da oben, wo't Zepäck liegt, is och noch Platz." Un wir zahlen in de dritte Klasse doch och Zeld un keen Blei nich. . . Wenn in de zweete Abtheilung for een Sechser nur eener zuwille is, jeh't det Zequiesche los. Un der Arbeiter soll sich det jefallen lassen missen? Die meisten, die in de zweete Klasse fahren, verdienen det Zeld zwar leichter als unseerener, aber wir verdienen et uf ehrlüche Art.

Un dann det, wenn ich det "Strehtens" erzähle, die lachen sich een'n Akt un sehen sich druf. Ich bin abends ins' Theater jewesen. Ich war seit sechs Jahr nich drinn! Nu, det is so jekommen.

Ich war jerade mit meine Besorjung zu Ende un da dachte ich mir, ach wat, jehst jemiethlich zu Hauje, et is ja doch bald sieben. Un wie ich so for mir hindussle, liegt eene schwere Hand uf meine Schulter. . . "Nanu, dacht' ich mir, un dreh' mir um. "Willeu. . . Du? wie jeh't et Dir denn?" Et is een alter Schulfreund von mir. Gotte doch, wie lange haben wir uns nich mehr jesehen. Wie ich mir jefreit habe, . . . unbändig! Un nu erzähle er mir, er sei beis Theater. . . Ich war reene weg. "Du beis Theater?" "Ja, wat spiehlte denn?" fragte ich. "Ich habe nich uf de Biene zu thun, sondern vors Theater. Ich bin Theaterdiener." Un kurz un jut, nachdem wir uf de neie Freundschaft een hinter de Binde jehoffen, nahm er mir mit ins' Theater. Eenem sehr feinen Platz habe ich jehabt, so hibsch janz oben. Aber nee, det man solche Sticks spielen läst! Oh! Da zieht sich eene aus bis uf . . . nu man sieht allens. . . scheenes Mächen . . . nu een anderer loost in de Unterhofen rum. Dann legt er sich int' Bette. Un dann sucht er och wat untet Bette. . . un sagt "denn nich". Oh, det dirste nich sint! Nee, det nennen de Veite Kunst?? Det is jemeen. Et is doch keene Kunst, jemeen zu sint. Aber ich will mir nich ufjejen, et hat mir ja nich jekost! —

Mittwoch den 2. Dezember.

Heite war's wieder edlich saul int' Geschäfte, jar nich't mehr zu verdienen. Een Jang habe ich jehabt zu een Studenten. Nee, wie der ausjesehen hat! Det janze Gesicht verkleinert un zusammen-
jeseimt. Er soll doch 'ne Strippe oder n' Draht nehmen, da hält et besser. . . Det is och so 'n Verjineien. . . sich reene aus Freind-
schaft de Bisage zu vernebeln un zu verjebeln, det so eener in't Gesicht ansieht, wie 'ne Ferdebahnlinie.

Ich bin jenen Abend och bei meine Tochter jewesen. . . Ihr Oler is krank. De Infuzenza hat er un Schmerzen an de Lunge. Ich weeh nich, ich weeh nich, mir ahnt nich't Gutes. . .

Der verliebte Herr is heite nich dajewesen. Er hat mir ver-
seht. Hoffentlich kommt er morgen wieder. —

Donnerstag, den 3. Dezember.

In eenem zu hat et heite jeschneet. Det Schneeflockenspiel is sehr scheen, wie allet tanzt, wenn der Wind seist. Ich mechte och mal Wind sint, ich dhät aber seisen!!

Sejen Mittag hab' ich eenen sein Belozipe verjeh't, bei det Schneewetter sei et zu entbedren, meent er. Die Belozipe hab' ich och in'n Magen. Besonders die dreiradrigen. Sie nehmen eenen

de janze Rundschaft weg. Et jeh't durch unseerenen nicht mehr schnell jenug. Wenn ich so een Ding seh', muß ich immer een Kimmel trinken vor Zorn und Uffrejung.

Mein Schwiegersohn is sehr krank. Er quatscht immer Blödsinn. Meine Tochter heilt sich de Dogen aus, der Arzt sagt eenem och nisch't. — Villeicht weeh er et selber nich.

Sonst war wieder jar nisch't los. Wo det raus will! . . . Herrjott, morgen is ja och mein Zeburkstag. Da muß ich mir ja wat schenken. Ich weeh wat. Ich loose mir für een paar Feinjje Ziehjarren. Ich hol' se mir lieber sleich. . .

Det is aber draussen 'ne Kälte. De Finger sin mir janz steif jefror'n. Een' Frod hab' ich mir och jeschenkt. Den hab' ich sleich bei Schulzens jetrunken. Die Ziehjarren riechen sehr fein, Stüek fünf Feinjje. Die andere Hälfte hebe ich mir vor morgen frieh uf, wenn ich in't Geschäfte jeh. Un nu rinn in de Klappe. . .

Freitag, den 4. Dezember.

Mindestens vier Mark heite verdient. Ich bin von uf'n Mittag bis spät jenen Abend mit 'n Reijenden jewesen, verloofen. Der muß een jutet Geschäft jemacht haben, dat er mir so jut bezahlt hat. Un der verliebte Herr aus der Friedrichstraße is och wieder da jewesen. Morjen Abend um sechse soll ich ihn wieder erwarten. Meine Tochter ihr'n Olen seine Krankheit is schlimm. Er hustet n' jangen Tag, un nu puct er och noch Blut. . . Wat det werden soll! Ich darf ja nich dray denken. . .

Ich war schon ins' Bette jelegen, un wollte jrade indrusseln, da is mir injefallen, dat ich wat janz wichtiges verjessen habe. Ich aber raus aus det Bette un Licht jemacht, det war eens.

Se missen mir schon entschuldigen, dat ich so dasike, ich mecht' mer nich noch mal anziehen. Heite frieh bin ich uf's Gericht vor-
jelaaden jewesen. For vier Jahren soll 'ne Schläjerei jewesen, un da soll ich Zeije jewesen sint. Un nu wollte der Gerichtshof haben, ich soll det, wat ich hier erjehle, von for vier Jahren, och beschweeren. . . Nach besten Wissen un Gewissen. Nee, hab' ich jesagt, ich schwere nich! Nach so vilie Zeit weeh man doch nisch't jenauer mehr. Un wenn sich nu eener hinstellt, ohne wat Beeses zu denken un ohne dat er wat davon hat, un schweert, uf eemol sagt der Gerichtshof: "Dein Eid is ne Jemeinheit, det is Meineid, un denn kriegt er statt de Zeijenjebiehren zwee Jahr zu brummen. Ich schwere nich Herr Gerichtshof. Ich weeh nisch't mehr. — Ich kann mir nich' mehr ver-
sinnen. De Zeit is vilie zu lang. . . Ich wer mir hieten. . . Un denn haben se mir fortjeshickt. . . So det war et. . .

Sonnabend, den 5. Dezember.

Ich bin 'n jangen Tag krank jewesen von de Uffrejung. Ne so wat! Et is jekommen, wie ich mir allens zusammenjereimt habe. . . Zu wat unser Herrjott die Weiber erschaffen hat?! . . . Ich siehe janz jemiethlich an meine Ode un denke so reene jar nisch't for mir hin. Ich war so vertieft mit'n Zusehen, wie so een paar Spazeh mitten aus den Schmutz raus sich wat zu fressen suchten — mir is da injefallen: wie mancher Mensch lebt och so mitten aus'n Schmutz raus — da steht och die selbische scheene junge Frau neben mich, die ich schon öfters Briefchen von den Herrn aus der Friedrichstraße jebraucht habe. "Dienstmann, besorgen Sie mich den Brief an Herrn Vaudirektor C. Die Adresse steht jenau drauf. . . Aber recht schnell." Un dabei jiebt se mir zwee Mark. —

Ich loose nu, wat ich loosen kann nach der Friedrichstraße un wie ich oben komme, is keener nich zu Hauje. Ich jeh'e wieder runter un warte unten vor den Herrn seine Hausthiere, villeicht eene janze halbe Stunde. Aber et kommt keen Nas. Dann bin ich nochmal nach oben jefangen. Er is nich da. — Nu überlege ich mir, wat ich thun soll un da komme ich och uf den unglücklichen Gedanken, den Brief de scheene, junge Frau zurückubringen. Ich weeh ja wo se wohnt. Ich klettre nu nach oben un klingle.

Een Herr öffnet mir. Ich ahne schon nisch't jutet. "Sie wünsch'en?" fragt er. "Ich hab' een Brief for Frau. . ." Nu wie ich det jesagt habe, fällt mir och schon in, Lorenz, da hast ne Dummheit jemacht, det konnte ja ihr Mann sint. Ich stottere un er fordert mir auf, in de Stube zu kommen.

Deine Handschrift? An Herrn Vaudirektor C. . . , Friedrich-
straße? Un denn reist er den Brief uf. Sie is janz bleich wie ne Dode.

Also doch wahr!! Was ich nie glauben konnte, Du betrügst mich", fuhr ihr Zatte fort. "Und damit ich Euch nicht störe, schreibt Du ihm schnell, ich sei angekommen! O psui! Ich könnte Dich morden!" Un er nimmt een Stuhl in de Hehe un wirft ihn jenen de Wand, det er janz un jar zerbricht. Et war schade un den scheenen Stuhl. . .

"Ich kann doch wohl jeh'n? fragte ich. . .
"Nein. Hier geblichen! Haben Se schon oft Briefe dahin-
getragen?" fragte er.

Ich stottere zuerst, dann meent seine Frau:
"Sagen Se ruhig die Wahrheit."

Un nu, uf so wat hin, jestehe ich allens in. "Aber der saubere Herr soll et mich büßen", schrie ihr Mann. Un wie een Berrichter is er in de Stube uff un ab jelosien. Da uff eenmal klingelt et. Seine Frau will raus, uffmachen.

"Hiergeblichen!" schreit er se an. "Das besorge ich!" Un er jeh't uffmachen, un kommt och mit dem Herrn aus der Friedrichstraße rinn in de Stube.

Alle sind so dodbliclich jewesen, außer mich. Nu jiebt's eenen

Mord! dachte ich mir. — Quatsch! „Ich brauche Ihnen wohl nicht lange zu fragen, Sie sind Herr Bankdirektor C. . .?“

„Ja,“ sagt der andere.
 Un wieder er: „Sie sind ja in meinen Händen jetzt, et wäre mir een Leichtes, Sie umzubringen. Aber nein, respektvoll werden wir uns jejenieberstehen. . .“

„Ich erwarte Ihre Sekundanten“ hat nun der Liebhaber jefagt un is jejangen.

Un sie hat ihren Mann anjeschrien: „Zwischen uns beeden is alles aus“ . . .

Ich hab' mir schnell binne jemacht. —

Dienstag, den 8. Dezember.

Ich bin de paar Dage nich zu'n Schreiben jekommen. Ich bin nich mehr alleene. Meine Tochter is wieder bei mich. Ihr Oler is an de Lungenjchwindsucht jestorb'n. Se weent sich halb doot. Se thut mir so leid. So jung un schon Witwe. Un een Kleenet unterweg's! . . .

Nu schreib ich ooch nich mehr. Die Zeit verjeht mir nu wieder besser. Ich bin nu de Winterabende nich mehr alleene . . . Nu besorgt de Marie wieder allens. Jesh' is se in de Küche un macht det Abendbrod zurechte. Ich muß raus zu ihr. Ich hör' se wieder flemen. Det arme Mädchen! —

Wat mag esjentlich aus de Frau ihren Liebhaber, den Bankdirektor, jeworden sint?! —

Freitag, den 11. Dezember.

Ich wollte ja nich mehr schreiben, aber ich hab' det in die Zeitung jeflesen: „Gestern fand im Grunewald ein Duell zwischen zwei Herren der Gessellschaft statt. Bankdirektor C. wurde erschossen, Fabrikant F. am Arme leicht gestreift. — Soeben geht uns noch die Nachricht zu, die Frau des Fabrikanten F. habe sich durch Gift das Leben genommen. Man vermutet eine Ehebruchsgeschichte dahinter; doch weiß niemand etwas Genaueres darüber. —“

Aber ich weep et!

Kleines Feuilleton.

— Aus einem Laude der Seeligen. Der „Globe“ veröffentlicht einen Bericht über die Expedition, die der von der kanadischen Regierung am 3. Juli 1897 nach der Hudsonbai und Baffinland entsandte Dampfer „Diana“ ausgeführt hat. In diesem Bericht lesen wir u. a.: „Im Cumberland Sound besuchte die „Diana“ zwei Fischereistationen, eine auf jeder Seite: Killerton und Blacklead. Auf der ersteren ist ein Herr Mutch schon 27 Jahre in dieser einsamen, öden Gegend Verwalter für eine Firma in Aberdeen und auf der letzteren lebte der Agent Sheridan fogar 30 Jahre mutterseelen allein, bis ihn in der Person eines angehenden Missionars Gessellschaft wurde. Die Gessamttbevölkerung dieser Stationen, einschließlich der Eingeborenen einer verlassenen Fischereistation in Frobisherbai, dürfte kaum 300 erreichen; die Walfischjagd, die von den Eskimos betrieben wird, geht mit jedem Jahre zurück, so daß, wie sich ein Teilnehmer an der Expedition ausdrückte, das ganze Baffinland nicht die Fahnenstange und Papier und Dinte, die darüber verschwendet sind, werth ist. Die Weissen, die hier oben unter den Eskimos leben, sind in letzteren vollständig ausgegangen, haben sich ihre Lebensweise angeeignet und mit Eskimomädchen verheiratet; sie führen ein gemüthliches, faules Leben, und so gewöhnt haben sie sich daran, daß z. B. ein daselbst schon lange wohnender Engländer, der aufgesordert wurde, nach London zu reisen, um eine ihm zugefallene große Erbschaft zu erheben, lachend ablehnte und vorzog, an der Seite seiner Eskimofrau zu bleiben.“ —

— Die Trommelsprache. Die in Afrika gebräuchliche Trommelsprache besteht wie H. Bey, Lehrer in Kamerun, mittheilt, nur aus zwei Tönen, die etwa eine Quarte auseinanderliegen. Die Trommel, aus einem zylindrischen Rothholzblock von verschiedener Länge und Dicke gefertigt, je nachdem sie Kriegs-, Todes- oder nur Sprechtrommel sein soll, hat zwei lange Schläge. Auf der einen Seite ist der Ton höher, als auf der anderen. Bey hat nun versucht, die mit der Trommel gegebenen Wörter und Sätze durch eine Art Notenschrift deutlich zu machen. Das Tempo ist durch Viertel, Achtel, Sechzehntel und Zweihunddreißigstel gekennzeichnet, aber es wird manchmal noch weit schneller getrommelt; denn die Trommelsprache wird desto besser verstanden, je schneller sie getrommelt wird. Angenommen, die beiden Trommeltöne seien c und f, dann muß man, um das Wort Wasser (Weer, Strom, Fluß) auszudrücken, cccccc (als Sechzehntel) trommeln; das Wort Mensch wird mit cc (als Achtel) getrommelt, der junge Mensch cc (als Achtel), der Weiße bedeutet cccccc u. s. w. Alles, was mit der Trommel gesprochen wird, kann auch mit den zwei Silben to und gu gesprochen werden; nur verändert sich to bald zu ko go lo und gu zu hu lu u, um die betreffende Trommelsprechfigur flüssiger auszusprechen zu können. To-go-lo-ko bedeutet den tiefen, dumpfer klingenden Ton der Trommel, gu-ku-lu-u den helleren. Die Ausdrücke to go lu gu u. s. w. sind nichts weiter, als eine Nachahmung des Trommellanges. „Wasser“ heißt in der Trommelsprechfigur also to-go-lo-gu-lo-go-lo-gu-lo (mit dem Ton auf dem gu). Wenn ein der Trommelsprache Kundiger zu anderen sagt: kolo hulu

togo logoku loguloto, so weiß der andere, daß es heißt: „Ich will essen.“ Die Trommelsprache ist zugleich das Wolapük unter den afrikanischen Mundarten, das eine Verständigung noch erlaubt, wenn der andere Wortschatz schon versagt. Indes nicht jeder Dualla und Neger ist der Trommelsprache mächtig; in der Regel wird sie erst in den zwanziger Jahren erlernt. Die Mehrzahl der jungen Leute versucht es auch wohl, das Trommeln zu erlernen, aber die meisten erlahmen bald. Doch kennt jeder Dualla seinen Trommelnamen — „Geopard“, „Zweifler“, „Schlaukopf“, „Kampfbereit“ oder wie sie charakteristisch für die betreffende Person sind —, wenn er auch sonst von der Trommelsprache nichts versteht. —

Erziehung und Unterricht.

k. Eine Abnahme der Kurzsichtigkeit wird neuerdings von vielen Augenärzten konstatiert, und diese Thatsache wird auf die bessere Beleuchtung der Schulräume zurückgeführt. Noch heute gehen die Meinungen der Ophthalmologen über die Ursachen der Kurzsichtigkeit auseinander, doch herrscht die Ansicht vor, daß die Kurzsichtigkeit zumeist erworben ist; nur die Fälle der stärksten Kurzsichtigkeit sind nicht selten auf eine angeborene Anlage zurückzuführen. Uebrigens ist es zweifellos, daß seit Einführung des obligatorischen Schulzwanges die Kurzsichtigkeit sehr bedeutend zugenommen hat. Allerdings handelte es sich zuerst nur um eine durch den Schulunterricht hervorgerufene Disposition, die erst bei den späteren Generationen zu den verschiedenen Graden der Kurzsichtigkeit führte. —

Geschichtliches.

km. Der Servilismus an den deutschen Fürstenhöfen vor der Märzrevolution. Die Wucherpflanze des Servilismus gebiet an den kleinen deutschen Fürstenhöfen noch gar häufig vor den Märzereignissen des tollen Jahres. Darüber sprechen sich sehr heredit die Amts- und Regierungsblätter der kleinen und allergeringsten Fürsten aus. Man schenke hier nur einmal dem Amts- und Regierungsblatt für das Fürstenthum Neiß-Vobenstein-Obersdorf Gehör. Es schreibt: „Serenissimus hat die hohe Gnade zu haben geruht, die Wehrmänner zu Hirschberg, sechs an der Zahl, welche zu dem in Tonna ausgebrochenen Feuer geübt und mit der aufopferndsten Bereitwilligkeit Dienste geleistet hatten, öffentlich vor der Front Allerhöchst gnädigt zu beloben und dem ältesten derselben (nachdem er sich durch den Tauschein als solcher ausgewiesen), zum Zeichen Allerhöchster Zufriedenheit und Anerkennung Höchstseigenhändig die Hand zu reichen.“ — Der lustige Hoffmann von Fallersleben verfaßte auf diese „Allerhöchste gnädigte Belobung und Höchstseigenhändigste Handreichung“ ein sehr komisches Lied. Es schloß mit den Worten:

„O Nation der Nationen,
 Wo man noch weiß zu belohnen!
 O wär' ich doch auch so einer
 Ein Greiz-Schleiz-Vobensteiner.“ —

Volkskunde.

— Das große Werk über das deutsche Bauernhaus, das der Verband der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine in Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten in Oesterreich und der Schweiz zur Zeit in drei Theilen bearbeitet, hat durch die Bewilligung eines Beitrages von 5000 M. zu den erforderlichen Aufnahmen seitens des Staates Hamburg eine wesentliche Unterstützung erhalten. Dieser Betrag wird in erster Linie für die schwierigen Vorarbeiten und Vermessungen auf dem Gebiete zwischen Gesehacht und Cuzhaven in den Elbmarschen zur Verwendung kommen, um sechzehn größere, ziemlich wohlerhaltene Bauernhäuser durch die Veröffentlichung zu retten. In gleichem Sinne sollen auch an andere Staatsregierungen Anträge gestellt werden, da es bei den ohnehin schon großen Opfern der beteiligten Architektenvereine sonst nicht möglich sein würde, in absehbarer Zeit die Arbeit zum Abschluß zu bringen. Nachdem vor einiger Zeit eine Besprechung der mit der Herausgabe betrauten Architekten in Wien stattgefunden hat, ist jetzt eine erneute Berathung in Zürich ins Auge gefaßt, wo der ganzen Frage und dem übereinstimmenden Vorgehen aller Zweige deutscher Nationalität oder Abstammung ein sehr lebhaftes Interesse entgegengebracht wird. Es sind nach dem Berichte des Architekten Geiser für die Schweiz 100 Blatt Zeichnungen zu erwarten, nach den Angaben des Provinzial-Konservators Lütich in Breslau für Norddeutschland ebenfalls 100 Blatt, aus Mittelddeutschland etwa 40 Blatt, aus anderen Gebieten rund 90. —

Anthropologische.

— In der Februar-Sitzung der anthropologischen Gessellschaft sprach Dr. Ranke über die Hautfarbe der amerikanischen Indianer. Diese Hautfarbe ist ein Gelb, Graugelb oder Braungelb, das nur an den dunkleren Stellen rothen Farbstoff enthält und also nur insoweit die Bezeichnung „Rothhäute“ rechtfertigt. Die Helligkeit der Farbe, die übrigens individuell sehr wechselt, wird wesentlich durch den Schutz bedingt, den die betreffende Körperstelle vor Licht und Luft genießt. So ist die durch das Haar bedeckte Kopfhaut sehr hell, fast weiß, am dunkelsten der der Sonne am meisten bloßgestellte Rücken. Die Frauen, die mehr durch das lange Haar geschützt sind und sich mehr im Innern der

Süßen aufhalten, sind heller als die Männer; Stämme, die wesentlich in Walde leben, heller als solche, die mehr auf dem Wasser leben; Kranke sind heller als Gesunde, Kinder und Greise — alle aus denselben Gründen — heller als Leute im mittleren Alter. Sehr hell sind Neugeborene. Der Vortragende fand in einer abseits eines Dorfes erbauten Hütte einen Albino-Mann mit völlig farbstoffloser Haut, mit rothem Haar und blauen Augen, also eine Art Albino. Die Haut dieses Mannes war, offenbar durch die Wirkung der Sonne und Luft, stark angegriffen, entzündet und voller Schuppen. —

Medizinisches.

t. Ist der Aderlaß als ein veraltetes Heilmittel zu betrachten? Ueber diese Frage spricht sich ein ungarischer Arzt Dr. Kacser in der „Wiener klinischen Rundschau“ aus. Die Blutentziehung war eine Säule unserer alten Medizin, und die Instrumente zur Vornahme einer solchen bildeten den Haupttheil des Bestandes der früheren Aerzte, außerdem waren Anwendungen von Schröpfköpfen und Blutegeln an der Tagesordnung. Die Heilkunde der Neuzeit hat den Aderlaß in den Bann gethan, aber das Volk ist ihm bis auf den heutigen Tag treu geblieben und hält die Blutentziehung für ein wirksames Vorbeugemittel gegen die meisten Krankheiten. Das schlechte Blut gilt eben als die Ursache aller Uebel, und mit der Ausscheidung des krankheitsregenden Blutes muß auch die Krankheit aufhören. Aus dieser Anschauung ergiebt sich die weit verbreitete Anwendung des Aderlasses beim Volke, das beim geringsten Krankheitsgefühl dieses Aderweitzmittel in Anspruch nimmt. An Sonntagen kann man auf dem Lande die Häuser der Leute, die sich mit dem Aderlaß befassen, von dem Landvolke geradezu umlagert sehen, das herbeikommt, um sich schröpfen zu lassen. Entgeht der Bauer einer Krankheit, so schwört er darauf, daß nur der Aderlaß ihn geholt hat. Der alte Fufeland nannte den Aderlaß noch den Heros der Medizin, zu seiner Zeit aber begann derselbe bereits in einen üblen Ruf zu gelangen, da man das Verfahren der Blutentziehung soweit übertrieb, daß man zu gleicher Zeit noch starke Abführmittel eingab, wodurch viele Mißerfolge herbeigeführt wurden. Besonders der englische Arzt Dyett zog nun gegen den Aderlaß zu Felde und erreichte die Anschließung desselben aus der ärztlichen Behandlung so vollkommen, daß es heute viele junge Aerzte giebt, die niemals Gelegenheit hatten, einem Aderlaß beizuwohnen und es als eine Schande betrachten würden, dieses veraltete Mittel anzuwenden. Es ist nun sehr interessant, daß Dr. Kacser nicht nur für seine Person die Blutentziehung für ein ganz hervorragendes Heilmittel hält, das unter keinen Umständen aufzugeben wäre, sondern auch eine ganze Anzahl gewichtiger Autoritäten zu gunsten seiner Ueberzeugung anzuführen weiß. Die Wirkung einer Blutentziehung besteht darin, daß sie Stauungen des Blutes löst und dadurch nächst der Anwendung von Eisumschlägen zum wichtigsten Mittel zur Vermeidung von Fieber wird. Nach Schubert beseitigt der Aderlaß nicht nur Milliarden von Bakterien, sondern wirkt auch entlastend und anregend auf die inneren Organe, besonders auf das Herz. Die wohlthätige Wirkung äußert sich in einem starken Schweißausbruch. Daraus ergiebt sich, daß die Blutentziehung da angewandt werden soll, wo der Blutumschlag und die Blutbildung geregelt bzw. befördert werden sollen. Von diesem Grundsatz ausgehend trat vor einigen Jahren der Engländer Dyes mit seinen lehrreichen Versuchen an die Öffentlichkeit, auf Grund deren er den Aderlaß als ein gründliches Heilmittel der Bleichsucht rühmte, indem unter Beobachtung einer geeigneten Lebensweise das Blut nicht nur seiner Menge, sondern auch seiner Eigenschaft nach durch frisches gesundes Blut ersetzt werden kann. Diese Behauptungen erregten großes Mißtrauen in der ärztlichen Welt, fanden aber nach einiger Zeit bei einzelnen tüchtigen Aerzten, wie Schubert, Scholz, Wilhelm, Frion Aufnahme. Die Erfolge waren gute, nur mußte man sich in acht nehmen, die Anwendung des Mittels nicht zu weit auszudehnen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Untersuchungen soll der Aderlaß bei folgenden Krankheiten von günstiger Wirkung sein: bei Leiden des Central-Nervensystems, wie Blutandrang zum Gehirn, Gehirnschlag und Entzündung der Hirnhäute, bei gewissen Nierenleiden, wo der Aderlaß durch seine schweißtreibende Wirkung von wohlthuendem Einfluß, bei Herzleidenden im Falle von Klappenfehlern. Ganz überraschend soll die Wirkung bei Lungenentzündung sein, wofür nur noch die Frage zu entscheiden ist, in welchem Stadium der Krankheit der Aderlaß angewandt werden soll. Der kürzlich verstorbene berühmte russische Arzt Sacharjin, der überhaupt viel vom Aderlaß hielt, empfiehlt, daß bei frühem Auftreten von Lungenentzündung kräftigen Personen sofort zu Ader gelassen werden sollte. Ein warmer Anhänger dieses Verfahrens bei Lungenentzündung und manchen Gehirnleiden ist auch der berühmte Wiener Kliniker Rothnagel. Für die Anwendung bei Bleichsucht haben sich viele Aerzte ausgesprochen. Wilhelm berichtet von 30 meist vollständig erfolgreichen Behandlungen verschiedener Stadien dieser Krankheit. Nochmals aber soll gewarnt werden vor einer unbedachten Anwendung dieses Mittels bei allen möglichen anderen Krankheitszuständen außer den genannten. —

Aus dem Thierreiche.

— Die San José-Schildlaus. Während einige Entomologen die Gefährlichkeit dieses Thieres nicht genug hervorheben

können, haben Garteninspektor a. D. Stein und andere Sachverständige unlängst im schlesischen Zentral-Gärtnerverein ausgeführt, daß sie an die von der Laus drohenden Gefahren nicht so recht glauben können. Einzelne meinten sogar, daß die Laus nach Kalifornien, wo es wild wachsende einheimische Kernobstbäume niemals gab, aus Deutschland auf deutschen Edelweibern eingeschleppt worden sei und sich in dem trockenwarmen Klima von Kalifornien besser als in der Heimath entwickelt habe, allerdings unter Annahme einiger Formen- und Lebensvorgangsveränderungen. Im alten Europa würden, so wird von dieser Seite behauptet, wirklich eingeschleppte San José-Läuse voransichtlich keine erstaunlicheren Erscheinungen zeigen, als die heimischen Arten Europas. Als botanisches Gegenstück dieses zoologischen Vorganges wird der Hafer angeführt, der in Australien zum gefürchteten Unkraut geworden ist, weil er als Unkraut dort den langsamer wachsenden Weizen überwuchert und dessen Ernte schädigt. Australischer Hafer nach Nordamerika zurückgebracht, nimmt sogleich wieder seine alte europäische Lebensform an. Handelsgärtner Mailänder erklärte in jenem Verein in Breslau folgendes: Ich war durch ein Jahrzehnt als Gärtner in Chitago thätig und kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß schon in den nordamerikanischen Distrikten diese Schildlaus nicht nur kein arger Schädling ist, sondern meist ganz von selbst zu grunde geht. Vielfach habe ich Obstbäume ihres schönen Wuchses wegen von San José und von Sta. Barbara in Kalifornien bezogen, die nur ganz oberflächlich von den ansitzenden Schildläusen gereinigt werden konnten. Niemals hat sich der sitzengebliebene Rest milliardenweis vermehrt, sondern er ging durch Regen und Kälte meist schon im ersten Jahre völlig zu grunde. Dieselbe Erfahrung lehrt der einst mit so viel Sorge beobachtete Koloradoläuser; außerhalb seines trockenwarmen Heimathsgebietes entwickelt er sich um nichts gefährlicher, als unser ihm nächstverwandter Marienkäfer. Und so ist auch die San José-Schildlaus wohl nur eine örtliche Spielart, die ihre Schrecken unter veränderten Lebensbedingungen völlig verliert. —

Humoristisches.

— Ein guter Kunde. Erster Kellner: „Sehen Sie einmal den Herrn, der dort schläft; ich habe ihn bereits siebenmal geweckt und werde ihn noch siebenmal wecken.“

Zweiter Kellner: „Warum denn?“

Erster Kellner: „Er bezahlt jedesmal von neuem seine Zechen, wenn ich ihn wecke!“ —

— Zoologie. Lehrer (einen Schüler auf der Straße treffend, der mit einer Katze spielt): „Sage mir doch, Sepp, zu welcher Familie gehört dieses Thier?“

Sepp: Zur Familie des Schuhmachers Huberle.“ —

(„Lust. Bl.“)

— „Staatsanwaltschafts-Rath.“ Zu diesem neuen Titel wird der „Frankf. Ztg.“ aus Bayern geschrieben: Ein Dienstmädchen hat folgendes zu bestellen: „Die Frau erste Staatsanwalt läßt sich der Frau Staatsanwaltschafts-Rath bedienstet empfehlen und läßt anfragen, ob die Frau Staatsanwaltschafts-Rath nicht heute Nachmittag mit der Frau ersten Staatsanwalt per Rad einen Ausflug nach Niederrad machen möchten?“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Sekundaner der Realschule in Koburg hat seinen Mißerfolg bei der Abschlußprüfung mehreren Personen, darunter auch einem seiner Lehrer in einem Brief mit Trauerrand angezeigt, der folgende Worte enthielt: „Theilnehmenden Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß ich beim Examen durchgefallen bin. Richard Löwenherz.“ —

— In dem Emailwerk Austria in Brüx (Böhmen) ist am Sonntag das Stanzwerk abgebrannt, der Schaden beträgt 400 000 Gulden. —

— In der Ortschaft Rebaix (Belgien) ermordete ein Unteroffizier Vater und Mutter und raubte 340 Franz, um vergnügt den Karneval zu erleben. —

— In Amsterdam wurde ein Drama: „Dregfus, oder der Märtyrer auf der Teufelsinsel“ bereits über 40 Mal bei ausverkauftem Hause gegeben. Ein Drama, das den Zola-Prozeß behandelt, mit dem Titel „Ich klage an, oder der Prozeß Zola“ ist in Vorbereitung. —

— Von Shanghai aus ist eine sehr bedeutende Bewegung unter den Frauen China's hervorgegangen worden, die in den benachbarten Städten zu Massenversammlungen führte. Es wurden Kundgebungen gegen die Polizei veranstaltet, weil diese Frauen und Mädchen wegen geringfügiger Vergehen mit Stockschlägen auf die Fußsohlen zu bestrafen pflegt. —

— Die New York World hat am letzten Freitag eine Million Exemplare abgesetzt. Die frei erfundenen Nachrichten über einen Bruch der Vereinigten Staaten mit Spanien waren die Ursache dieses beispiellosen Erfolges. —

— Ein neues Riesengebäude, ein Hotel, wird in New York mit einem Kostenaufwande von 60 Millionen gebaut. Es bedeckt eine Grundfläche von 168×130 m Größe, hat 2 Kellergeschosse und 15 Stockwerke. —